

Heinz Stob: Geschichte Dithmarschens im Regentenzeit-
alter. Heide in Holstein (Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co.)
1959. 451 S., geb. DM 18.—

Der staatlichen Konsolidierung fürstlicher „Flächenstaaten“ Deutschlands im 15. und 16. Jahrhundert geht parallel eine innere Entwicklung föderalistischer Gemeinwesen, die ebenfalls zu „Staaten“ führte, freilich nur in der Randlage des Reiches, in der Schweiz und an der deutschen Nordseeküste, von den Niederlanden über Ostfriesland, Land Wursten bis hin zu den nordfriesischen Utländen. Zu voller Reife ist dieser Prozeß im Norden, abgesehen von den Niederlanden, aber nur in Dithmarschen gediehen. Die innere Entwicklung dieses Landes muß deshalb dasselbe lebhaftere Interesse wecken, wie es sein Heldenkampf für die Freiheit getan hat. Gestützt auf eine Reihe von eigenen Vorarbeiten und unter vorbildlicher Einordnung in die politische, wirtschaftliche und verfassungsrechtliche Entwicklung des 15. und 16. Jahrhunderts überhaupt, die der Verfasser souverän beherrscht, dazu unter stetem Vergleich mit den parallelen Vorgängen in den genannten anderen Territorien, schildert H. Stob in dem vorliegenden Werk die Geschichte Dithmarschens in dem für die Staatwerdung entscheidenden Jahrhundert, der Zeit, da die 48 „Regenten“ die Geschäfte des Landes führten, von 1447 bis 1559, dem Jahr, in dem der Herzog von Holstein Dithmarschen eroberte. Die Arbeit hat der philosophischen Fakultät der Universität Hamburg als Habilitationsschrift vorgelegen. Sie kann wegen ihrer konsequenten Einordnung der Einzelgeschichte in die allgemeine Entwicklung als ein Musterbeispiel für eine gute Landesgeschichte bezeichnet werden.

In die behandelten Jahrzehnte fällt die Einführung der Reformation in Dithmarschen. Das Land stand also damals auch vor der Aufgabe, eine eigene evangelische Landeskirche aufzubauen. Das geschah denn auch, und zwar unter kräftiger Mitwirkung der 48, die auch schon auf das spätmittelalterliche Kirchenwesen einen erheblichen Einfluß gewonnen hatten. Die Dithmarscher Kirchenordnung ist leider verschollen; bedauerlicherweise — denn sie ist unabhängig vom Typ Bugenhagens konzipiert. Auf jeden Fall gewinnt Stob's Buch, indem es der kirchenregimentlichen Tätigkeit der 48 nachgeht, auch Bedeutung für die Kirchengeschichte. Es wird auch hier deutlich, daß die staatliche Mitwirkung am Aufbau der evangelischen Kirche, die wir heute als so fremd empfinden, durchaus den Verhältnissen des 16. Jahrhunderts entsprach, ja damals das geschichtlich einzig Mögliche war. Es wird daneben freilich auch deutlich, wie schwer die lokalen Sonderheiten sich zu einem allgemein gültigen Bild der Reformationsgeschichte zusammenfügen.

Hamburg

K. D. Schmidt

Lucien Febvre: Au coeur religieux du XVI^e siècle. Paris
(S. E. V. P. E. N.) 1957. 359 S.

Das vorliegende Werk erscheint posthum; Herausgeber ist Fernand Braudel. Jedoch hat Lucien Febvre fast den gesamten Text noch zusammengestellt und korrigiert. Die weitaus meisten Aufsätze, die hier zusammengestellt sind, erschienen z. T. vor langen Jahren in führenden französischen Zeitschriften.

Das solchermaßen aus vielfältigen Bestandteilen zusammengesetzte Buch ist dennoch ein Ganzes. Das „religiöse Herz“ des 16. Jahrhunderts pulsiert für Febvre in der einzigartigen Verschlingung von Humanismus und Reformation, die das damalige Frankreich kennzeichnet. Er ist keineswegs für den mächtigen Einfluß Luthers auf das damalige Frankreich verschlossen. Er widmet dem Erasmus — in den verschiedenen Aspekten, unter denen er ihn betrachtet sieht — einen großen Abschnitt. Aber schließlich ist es doch Frankreich, an dem die Entscheidungen fallen. Es ist wie ein Brennspeigel, der das, was draußen an neuen geistigen Impulsen aufgegangen ist, sammelt und verwandelt wieder nach draußen abgibt. Wäre das Buch von vornherein als Ganzes entworfen, so wären vielleicht die Schwergewichte anders

verteilt: Lefèvre, der keineswegs übergangen wird, träte stärker hervor; die Bartholomäusnacht und — auf die spätere Zeit geschaut — das Edikt von Nantes und dessen Widerruf gewännen andere Bedeutung, auch für das Entstehen einer Frankreich überflutenden Ungläubigkeit. Aber es wären doch nur Gewichtsverlagerungen.

Febvre, in erster Linie dem Rabelais zugewandt, ist in seiner Sicht des 16. Jh. offenbar vor allem darauf aus, den frommen französischen Humanismus, wie er uns etwa in Guillaume Briçonnet begegnet, als die Dominante und die Reformation gleichsam als kontrapunktische Variante zu verstehen. Daß er Étienne Dolet so reichlich zu Worte kommen läßt, mag als besonders deutlicher Beleg gelten — leider scheint ihm der auch in der *Revue Historique* erschienene Aufsatz von J. Bohatec, der jetzt, verändert, in „Budé und Calvin“, 1950, vorliegt, nicht unter die Augen gekommen zu sein. Nun, auch Calvin hat die Nachbarschaft der französischen Humanisten deutlich genug empfunden (wozu wieder Bohatec a.a.O. 165 ff. aufschlußreich ist), und vielleicht gibt der Begriff des Kontrapunktischen, der hier eingeführt wurde, am ehesten wieder, was im Spiele war. Febvre jedenfalls will auf derartiges hinaus: er läßt die Humanisten — Erasmus, Briçonnet, Dolet als bedeutendste Beispiele — eindringlich in den Vordergrund treten, versäumt es aber auch nicht, Calvin einen geradezu panegyrischen Vortrag zu widmen (251 ff.), der zum Großartigsten gehören dürfte, was über den Genfer Reformator geschrieben worden ist. Luther, den Febvre von früheren Studien her genau kennt, wird scharf gegen Erasmus abgesetzt, wie wiederum dieser von der Renaissance: Luther trägt in seiner Tiefe einen eingeborenen „Anarchismus“, einen Abscheu gegen das Gesetz; die Renaissance sucht nach dem „Mythus des Menschen“, während dem Erasmus der „Mensch ohne Mythus, der Mensch ohne den Übermenschen“ genügt (80 f.). Calvin dagegen hat einen neuen Menschentypus gestaltet — den „Calvinisten“ (263).

Es ist nicht möglich, die Fülle der oft minutiösen Einsichten zu referieren, die das glänzend geschriebene Buch mit sich bringt. Es wäre auch ungerecht, ihm Lücken vorzurechnen, die sich aus der Entstehung von selbst begreiflich machen. Wesentlich ist, daß uns hier aus dem reichen Erbe eines wiederum in der Tradition des romanischen Humanismus stehenden Historikers ein Bild des wichtigsten Jahrhunderts der französischen Geschichte skizziert wird, das weit genug und streng genug ist, um weitere Arbeit möglich und sinnvoll zu machen.

Göttingen

O. Weber

Die Diarien der Sixtinischen Kapelle in Rom der Jahre 1560 und 1561, hrsg. von Herman Walther Frey, Düsseldorf (Musikverlag Schwann) 1959. 179 S.

Ähnlich den Diarien der päpstlichen Zeremonienmeister sind auch die der Sixtinischen Kapelle, abgesehen von ihrer musikgeschichtlichen Bedeutung, eine nicht zu verachtende Quelle zur Geschichte der Päpste und ihres Hofes. Nachdem der unermüdliche F. X. Haberl schon die ‚Diari Sistine‘ ausgeschöpft und der Komponist R. Casimiri den Text der ersten vier Diarien und Teile des fünften veröffentlicht hatten, legt H. W. Frey den Rest des 5. Diariums und das sechste, das bis Ende 1561 reicht, in einer, soweit ich feststellen konnte, zuverlässigen und (unter Zuziehung auch von Handschriften) reich kommentierten Ausgabe vor. Die vom Herausgeber in der Einleitung dargelegten Editionsgrundsätze sind verständlich; allerdings macht der Abdruck umfangreicher Dokumente in den Anmerkungen die Ausgabe oft unübersichtlich.

Den Kern des Diariums bilden die vom Punctator geführten Präsenzlisten, in denen jeweils vermerkt wird, wer von den 26 Sängern der Kapelle (die Liste S. 128–146) entschuldigt oder unentschuldigt fehlte. Nicht selten stellt sich heraus, daß die Entschuldigung (exemptio) eines Fehlenden fingiert war; er wird daraufhin